

Die katholische und die evangelische Predigt

Eine biographische Skizze

Fulbert Steffensky

Wenn wir unsere Frömmigkeitslandschaften betrachten, die katholische und die evangelische, dann liegt uns die Gebärde des normativen Vergleichs nahe. Wir denken komparativ in „besser“ oder „schlechter“. Wir rechnen zu wenig mit Frömmigkeitssitten; mit religiösen Landschaften, die ihre Eigen-art im Sinne des Wortes haben. So neigen die Protestanten dazu zu sagen, dass die Predigtkultur der Katholiken wenig entwickelt ist, bzw. war. Sie haben Recht. Die Katholiken missbilligen die Abendmahlkultur der Protestanten. Sie haben Recht. Aber wir müssen uns abgewöhnen, eine religiöse McDonald-Kultur zu erwarten, in der alles bei allen gleich ist. Es gibt unterschiedliche Frömmigkeitsstile, die nicht gegeneinander auszuspielen sind. Es gibt die Dialekte der Konfessionen, man kann sie auch die Charismen der Konfessionen nennen, in denen das Abendmahl und die Predigt zu Recht unterschiedlich aufgefasst und praktiziert werden. Jedes Charisma aber ist eine Stärke und hat seine Grenze und seine Komik. Es gibt die Stärke der katholischen sakramentalen Tradition, und es gibt die Komik der Predigttradition. Es gibt die Stärke der evangelischen Predigttradition, und es gibt die Komik seiner Sakramentenpraxis. Dazu gibt es übrigens auch die Komik in der Stärke, wenn ich an die evangelische Worthaftigkeit und die katholische Sakramentenmassivität denke.

Ich beschreibe eine Form des Katholizismus, in dem man sich selbst selbstverständlich ist, anders als der von Protestanten umgebene Katholizismus, in dem man gezwungen ist, sich seiner selbst bewusst zu sein, weil man eine kognitive Minderheit in einer fremden Mehrheit ist.

Ich nenne eine erste biographische Station: die Predigterfahrung: meine katholische Kindheit. Ein Dorf mit 3.000 Einwohnern, bis auf zwei Familien alle katholisch, ein Ort karger Sprache. Die Sprache war in einem hohen Masse ritualisiert. Es war festgelegt, wie die Eltern mit den Kindern und diese mit den Eltern gesprochen haben. Die Sprache war argumentenarm und positional, sie war wenig expliziert.

Wiederholung war das Hauptmuster, wenn die Menschen zusammenkamen, die Wiederholung der Inhalte und die Wiederholung in den Sprachformen. Man hatte kaum eine unmittelbare und originale Sprache für Beziehungen, nicht für die Religion, nicht für die Liebe. Man gab keine Erklärung für das, was man von den Kindern verlangte. Das heißt unter keinen Umständen, dass die Menschen weniger geliebt hätten, härter zu ihren Kindern oder weniger religiös waren. Aber das Argument und die explizierte Sprache zählten wenig. Man war nicht souverän in der Sprache. Diese war geformt von der Grammatik des Allgemeinen und der Tradition. Man hatte wenig Vertrauen darauf, das Leben mit dem Mittel der Sprache zu erobern. Es gibt verschiedene Sprachinteressen; etwa das Interesse am Fortschritt des Gedankens, das Interesse des Zusammenhaltes und der Verdichtung der Gruppe mit dem Mittel des Erzählens. Die Priester und die Lehrer solcher sozialen Orte waren meistens Akademiker der ersten Generation, d.h. sie wurden in der gleichen Sprachpraxis und Sprachauffassung sozialisiert wie ihre Gemeinden. Dazu kommt, dass die theologische Sprache, die sie gelernt hatten (und die ich noch gelernt habe) in einem hohen Maß ritualisiert war. Sprachimitation war auch hier das Ideal, nicht theologische Originalität. Dies sage ich zunächst deskriptiv. Ich weiß, dass man es mit „origineller“ Theologie so schwer haben kann wie mit theologischen Imitaten. Den Pfarrer hätte man nie Prediger genannt, er war Priester und Sakramentenverwalter. Man ging zu ihm kaum mit persönlichen Problemen. Man hatte überhaupt wenig Hoffnung darauf, dass Probleme gelöst werden könnten. Man hat das Lebensschicksal ertragen. Es herrschte ein Klima des Lebensfatalismus. Weltfatalismus hat immer Sprachfatalismus zur Folge. Für spezielle Predigten, z.B. bei Volksmissionen oder für Fastenpredigten waren Ordensleute zuständig, etwa Dominikaner oder Franziskaner. Dies alles zusammengenommen ist keine günstige Voraussetzung für eine normal gute Predigt nach unseren Maßstäben (wobei man auch diese Maßstäbe selber noch einmal befragen kann). Für vieles, was ich als konfessionell verrechne, könnte man auch andere Kategorien finden, etwa den Unterschied von Stadt und Land, von bürgerlicher und kleinbürgerlicher Lebensattitüde.

Wie sah also die Praxis aus? Für die Predigt gab es für uns nur einen Maßstab: ob sie kurz oder lang war. Gut oder schlecht war identisch mit kurz oder lang. Zu Zeiten der Schulferien waren auch Predigtferien, und sie sind es in meinem Dorf bis heute. Wenn ein Gastpriester die Messe liest, sind die Leute bis heute empört, wenn er es wagt in den Schulferien zu predigen. Viele Männer standen während der Messe hinten, um während der Predigt draußen eine Zigarette zu rauchen. Die Predigt in der Messe zu versäumen, war eine lässliche Sünde. Eine Todsünde war es erst, nach der Opferung zu kommen. Ermüdend waren der Hirtenbrief, der meistens am Anfang der Fastenzeit gelesen wurde. Er hatte meistens die Länge von drei Predigten.

Im Hochamt an den Sonntagen, also in der feierlichsten Messe, wurde nicht gepredigt, wie übrigens auch in meiner Jugend keine Kommunion dort ausgeteilt wurde. Die Predigten vermittelten wenig religiöses Wissen, eher religiöse Moral. Die Heiligen und ihre Tugenden waren die Hauptinhalte dieser Predigten. Über Evangelien wurde selten gepredigt, seltener noch über die Briefe des Neuen Testaments. Die Leute kannten sie wenig, weil Epistel und Evangelium auf Latein verlesen wurden. Es gab eine zweite Liturgie in der Liturgie. Während der Priester „nosterte“, wie wir sagten, also seine lateinischen Texte las, beteten die Leute den Rosenkranz oder irgendwelche Mariengebete, meistens von Frauen laut vorgebetet. Die wärmsten Predigten, allerdings auch die am meisten verkitschten, waren die Marienpredigten, wie die Maiandachten die beinahe am meisten geliebten Gottesdienste waren, besonders bei Männern. Eine gewisse Ausnahme bildeten die Fastenpredigten, die Standespredigten in ihrem Kontext (für Jünglinge, Jungfrauen, Männer, Frauen). Hier hat man sich gelegentlich mit Problemen der „modernen“ Welt auseinandergesetzt, meistens sehr ressentimenthaft. Schauerlich beliebt waren die Höllenpredigten bei Volksmissionen: sie waren immer am Abend, die Kirche war nur schwach erleuchtet, die düstere Stimme der Franziskaner, und endlich der lange erwartete Faustschlag auf der Kanzel, die die Endgültigkeit der Höllenqualen symbolisierte. Ich erinnere mich bis heute der Beispiele, die die Ewigkeit der Hölle veranschaulichten. Wie lange ist in der Höllenewigkeit eine Sekunde? Es ist ein mächtiger Berg aus Granit da. Alle tausend Jahre kommt ein Vogel und wetzt sich an ihm den Schnabel. Wenn der Berg abgewetzt ist, ist noch keine Sekunde der Ewigkeit vergangen. Solche Predigten changierten immer zwischen Schauerlichkeit und Lächerlichkeit. Sie verursachten nur eine begrenzte Angst. Angst hatte man bei Verletzungen des vorgeschriebenen Rituals, etwa wenn man trotz des Nüchternheitsgebots vor der Kommunion beim Zähneputzen Wasser geschluckt hatte. Verinnerlicht waren eher die Rituale als die Glaubensüberzeugungen und die Lehren.

Man stelle sich einen evangelischen Gottesdienst ohne Predigt vor. Was würde außer dem Pfarrer predigen? Kaum etwas. In dieser katholischen Kindheit waren die ausdrücklichen Predigten in der Tat kaum von Bedeutung. Aber es redete vieles anderes in diesen Gottesdiensten. Stimme hatten die Gesten: Stimme hatte das Weihwasser, mit dem man sich am Eingang bekreuzigte. Stimme hatte, dass man vor der Messe noch eine Kerze vor der Muttergottes aufstellte. Stimme hatten die Heiligenbilder, die Rosenkränze, die Blumen, die man zu Mariä Himmelfahrt sich segnen ließ. Die katholischen Gottesdienste waren immer bebilderte Landschaften. Sie predigten Trost, Ergebung und Hoffnung. Inszenierungen haben eine viel stärkere und eindrücklichere Lehre und Überzeugungskraft als die gesprochene Sprache.

Es predigt die Buntheit der Gottesdienste, der Weihrauch, die Gewänder der Priester, der Hirtenstab und die Mitren der Bischöfe. Dies allerdings sind Predigten, gegen die man sich nicht wehren kann. Die Unfehlbarkeit des Papstes wird nicht so sehr durch eine Lehre gelehrt als durch Aufführungen. Wenn der Papst früher auf der *sedia gestatoria* von römischen Adligen, die Pfauenfedern vorantrugen, in den Petersdom getragen wurde, dann war das eine viel eindrucklichere Verkündigung seiner Unfehlbarkeit als das Dogma. Die Inszenierungen murmeln den Menschen zu: glaube, glaube! Sie murmeln Gutes und Bedenkliches. Gegen Inszenierungen kann man sich wenig wehren. Der Glaube war wenig sagbar. Er hing in der Inszenierung und war weniger im Gewissen und im Bewusstsein verankert.

Ich überlege die Predigauffassung und Praxis, die ich bei den Benediktinern erfahren habe, wo ich 13 Jahre gelebt habe. Als ich 1956 dort eintrat, gab es in den Gottesdiensten keine Predigt. Nur an den Hochfesten hielt der Abt eine kurze Ansprache. Die Selbstverständlichkeit der Predigt in den Volksmessen gab es erst nach dem Konzil. Noch später entschloss man sich, die Predigt auch in die eigentliche Hochliturgie zu integrieren. Es ist interessant, dass die liturgische Reform der 20er Jahre, die ja weithin von Maria Laach ausging, noch kaum Interesse an der Predigt hatte. Es war eine liturgische Reform, kaum eine homiletische. Erst etwa ab 1965 wurden kurze Ansprachen oder Homilien zugelassen. Meistens wurden sie von jüngeren Patres gehalten. Die älteren blieben skeptisch.

Während meines Studiums hatte ich einen sehr guten Dogmatiker, der eine theologische Begründung der Predigt versuchte. Die Homiletik war Unterweisung in einem Handwerk, nicht besonders gut, nicht besonders schlecht. Sie bestand meistens aus praktischen Verhaltensregeln, z.B. der Regel: fasse bei deiner Predigt immer einen Menschen ins Auge und predige allein für ihn (Der Mensch, den ich bei meiner ersten Predigt in einer Wallfahrtskirche, ins Auge fasste, biss nach einiger Zeit in eine Wurst, wobei diese Regel sich für mich sehr relativierte). Die alte katholische Predigt war eher eine meditative und assoziative Umkreisung eines Themas. Was gesagt wurde, war vorhersehbar, es rechtfertigte sich weniger durch den Fortschritt des Gedankens.

Es kam in den 60er Jahren, also vor der Studentenbewegung, zu den großen Unselbstverständlichkeiten in Kirche und Gesellschaft. Die erste Welle der liturgischen Reform halte ich im Ansatz noch für eine konservative Reform. *Ad fontes!* war der Ruf jener Reform. So umstritten diese Reform auch innerkirchlich war, so war es doch eine Reform nach hinten mit historischen Interessen. Man fragte nach der Liturgie der Ursprünge. Darum grub man in unendlicher Mühe nach den alten Figuren

der Liturgie, nach Beerdigungsriten, nach den alten Ordines und orientierte die Veränderungen an ihnen. Imitation des gelungenen Alten und seine Wiederherstellung waren die Triebfedern. Die alte römische Liturgie wurde Maßstab der Erneuerung. Das heißt nicht, dass dies kein Fortschritt war. Denn oft war der Ursprung einfach besser als die späteren Varianten. Mit dem Aufbruch des Konzils und mit den großen gesellschaftlichen Veränderungen der 60er Jahre, mit fortschreitender Säkularisierung und dem Bruch der Traditionen stand der Vorrang des Prinzips der Imitation zur Debatte. Als Symbol jener Zeit steht die Forderung und schließlich die Erlaubnis der Muttersprache. Die Theologie in all ihren Zweigen wurde mehr und mehr muttersprachlich, Autonomie der Subjekte und die Bewusstheit der Vollzüge und Argumente wurden langsam selbstverständlich. Das aber war der Ruin vieler Geläufigkeiten. Diversität und die Selbstverständlichkeit originären theologischen Denkens entstanden. Ich kann mich erinnern, dass zu meiner Studienzeit noch zur Debatte stand, ob die Neuscholastik die kanonische Theologie war, eine Theologie mit Offenbarungscharakter, oder ob es andere theologische Ansätze geben könne. Man kann seitdem eigentlich nicht mehr vom Katholizismus sprechen, es entstehen die Katholizismen, wie es den Protestantismus schon lange vorher nicht mehr gegeben hat, wenn es ihn je gab. Meine These: Bewusstheit erzeugt Sprache. Der Bruch mit den Selbstverständlichkeiten und den heiligen Ordnungen erzeugt Sprache. Die Ruinierung herkömmlicher Denk- und Auffassungslandschaften erzeugt die Notwendigkeit der Argumentation und der Beredung. Sie stört das alte herkömmliche positionale Denken. Und so entstanden neue große theologische Entwürfe innerhalb des Katholizismus. Natürlich mobilisiert dies auch den Widerstand gegen die neuen Theologien. Man kann auch sagen: neue Denkweisen mobilisieren den Widerstand gegen dieses Denken, sie reaktivieren bei verschiedenen Gruppen die alten Vorstellungen. Neues Denken erzeugt Fundamentalismen. Fundamentalismus ist Konservatismus, der sich seiner selbst und seiner Feinde bewusst ist. Das neue Denken erzeugt Konservatismus mit Schaum vor dem Mund. So könnte man Fundamentalismus definieren. Diese neuen Sprachmöglichkeiten haben Einfluss auf die Auffassung und die Praxis der Predigt. Es entstehen neue Homiletiken. Es entstehen neue Bilder und Begriffe. Es entstehen Predigthilfen wie die Reihe „Am Tisch des Wortes“. Das Bild plädiert für die Aufwertung der Predigt. Von nun an rechnet man mit zwei Tischen, dem des Sakramentes und dem des Wortes. Es entstanden nun Predigthilfen, es gab nicht mehr nur Predigtvorlagen.

Hiermit verlasse ich meine katholische Autobiographie und ich spreche über meine protestantischen Erfahrungen und damit über andere Leiden. Ich bin 1969 in die evangelische Kirche eingetreten. Ich sage bewusst nicht konvertiert. Ich habe den

Übertritt nicht als Konversion empfunden. Konfessionsgrenzen waren mir damals schon ziemlich gleichgültig. Es war eher wie ein Umzug von Saarbrücken nach Berlin. Aber man zieht nicht ungestraft von Saarbrücken nach Berlin. Ich möchte zunächst von einem Traum erzählen, den ich etwa zwei Jahre nach diesem Übertritt hatte. Ich träumte, ich sei in Rom gleichzeitig auf zwei Kongressen, und ich pendelte ständig von einem zum anderen. Der eine Kongress fand in einer großen hellen neoklassizistischen Kirche statt. Sie hatte hohe Fenster, war lichtdurchflutet, aber die Heizung funktionierte nicht richtig, und man fror immer etwas. Der zweite Kongress fand in einem tief gelegenen Raum statt, der eine Mischung von Krypta und Pferdestall war. Es war warm, etwas überwarm und angenehm miefig. Ein Papst hielt eine Ansprache, Kardinäle saßen da, sie waren eingeschlafen, und ihre Köpfe mit den roten Pileoli bewegten sich im Schlaf hin und her. Der Traum sagte mir, was ich verlassen hatte und was ich zu erwarten hatte. Wenn ich katholische Freunde heute mit in Hamburg in den Gottesdienst nehme, sagen sie meistens: Es fehlt uns etwas bei euch, und sie können nicht genau sagen, was fehlt. Einen ähnlichen Eindruck hatte ich in den ersten Jahren in evangelischen Gottesdiensten: Es fehlt etwas. Ich habe übrigens im Verlaufe der Jahre dieses Gefühl verloren. Es fehlt mir nun in protestantischen Gottesdiensten nicht mehr als auch in katholischen. Ich sage das, weil ich glaube, dass das, was uns in den anderen Gottesdiensten fehlt und was wir vielleicht theologisch oder gar dogmatisch bestimmen, nichts anderes ist als das religiöse Heimatgefühl, das uns natürlicher Weise in einem anderen Gottesdienst fehlt. Ich bin heute zuhause in evangelischen Gottesdiensten, so weit man in Gottesdiensten überhaupt zuhause sein kann. Mein religiöser Geschmack oder meine religiösen Erwartungen haben sich geändert. Ich erwarte nicht jeden Sonntag das Abendmahl. Ich finde andere Dinge, die mich ernähren, etwa die Psalmen und vor allem die Choräle. Wir müssen damit rechnen, dass es verschiedene religiöse Klimata, religiöse Binnenwelten gibt, die nicht sofort mit den Prädikaten besser oder schlechter zu belegen sind. Ich empfinde es nicht mehr als ein Defizit des protestantischen Gottesdienstes, dass er weniger liturgisch oder weniger eucharistisch bestimmt ist. Es gibt andere Defizite, die zu benennen sind.

Nun also meine ersten Erfahrungen mit dem evangelischen Gottesdienst und mit der Predigt. Wir lebten in Köln und gehörten zu einer Gemeinde eher lutherischer Prägung. Trotzdem, der Gottesdienst war bestimmt von der Predigt. Das Abendmahl wurde zwar jeden Sonntag gefeiert, aber es war ein unerhebliches Anhängsel an den Gottesdienst. Der größte Teil der Gemeinde ging nach dem Segen, der schon vor dem Abendmahl erteilt wurde. Nach dem Abendmahl wurden die Elemente lieblos entsorgt. Ich bin kein Sakramentalist. Aber wenn das Abendmahl das große Liebes-

spiel Gottes ist, dann sind auch die Elemente zu ehren und nicht lieblos wegzuwerfen. Hier hat die katholische Kritik ihr Recht. Ich erinnere mich an eine liebevoll-komische Geste meines Großvaters, der eine Gastwirtschaft hatte. Nach der Messe gingen die Männer des Dorfes in diese Wirtschaft. Ehe sie ihren Schnaps bekamen, verteilte mein Großvater aus einem Körbchen kleine Brotstückchen, die die Männer essen sollten, damit der Schnaps nicht unmittelbar auf den Leib Christi geschüttet wurde. Diese Haltung frommer Naivität wünsche ich mir im Protestantismus.

Ich beschreibe zwei Beispiele eines protestantischen Gottesdienstes und seiner Predigt, die mir gefallen haben. Ich war gerade in einer reformierten Gemeinde in Hamburg. Der Kirchenraum hat eine klare und einfache Struktur. Es gibt keine Bilder. Die Kanzel ist die zentrale Stelle. Das Abendmahl wird selten gefeiert, der Tisch ist deutlich, aber nicht zentral. Der Gottesdienst ist einfach im Aufbau. Die Gemeinde singt frisch und oft. Nichts ist interessant in diesem Gottesdienst, aber alles stimmig. Die Pfarrerin ist nicht von Neuheitszwängen getrieben, ihre Predigt hat eine erhebliche Länge. Die Pfarrerin ist keine glänzende Predigerin, aber sie kaut treu an ihrem Text. Obwohl es nicht meine Form des Gottesdienstes ist, bin ich gerne dort. Es ist ein reformierter Gottesdienst, ein Gottesdienst mit Gesicht. Ich kann nicht wünschen, dass dieser Gottesdienst katholischer oder lutherischer wird. Es soll diesen Gottesdienst in seinem reformierten Dialekt geben, auch wenn es nicht meiner ist. Ich werde an diesen Gottesdienst nicht den Maßstab meines lutherischen oder katholischen Dialekts anlegen. Es gibt einen geistlichen Provinzialismus, in dem man in allen Gottesdiensten sich selber und seinen eigenen Dialekt erwartet.

Ich nenne eine andere Gottesdiensterfahrung, in der die Predigt zentral ist. Das sind die Universitätsgottesdienste in Hamburg, wie sie Peter Cornehl als Universitätsprediger gestaltet hat. Diese Gottesdienste wurden von einer studentischen Gruppe vorbereitet. Es gab ein Semesterthema, dies konnte ein biblisches Buch sein – der Prediger oder Hiob, ein Genus der Bibel wie etwa die Gleichnisse oder ein Thema der laufenden öffentlichen Diskussion wie etwa der Historikerstreit. In das Thema führte der Universitätsprediger ein, die Psalmen, Lieder und Gebete wurden auf das Thema hin komponiert, die Predigten waren immer straff und gut vorbereitet, nach der Predigt versammelte sich die Gemeinde im Altarraum, es wurden Gebete des Dankes oder der Bitte formuliert. Dies waren strenge Gottesdienste und Predigten. Einige haben sie als zu streng und als zu kopflastig empfunden. Aber es waren Universitätsgottesdienste, und diese haben ihr Recht. Auch hier wünsche ich weder, dass solche Gottesdienste ihr Gesicht verlieren, noch wünsche ich, dass alle Gottesdienste aussehen wie diese. Es soll die eigenen Gesichter der Gottesdienste geben. Es soll keine McDonaldisierung von Gottesdiensten geben.

Die evangelische Predigt ächzt unter der Last ihrer hohen Selbstauffassung. Ich zitiere aus Luthers „Wider Hans Worst“: „Haec dixit dominus, das hat Gott gesagt.

Et iterum: Ich bin ein Apostel und Prophet Jesu Christi gewesen in dieser Predigt. Hier ist nicht not, ja nicht gut Vergebung der Sünden, als wäre es unrecht gelehret; denn es ist Gottes und nicht mein Wort, das mir Gott nicht vergeben soll noch kann sondern bestätigen, loben und krönen und sagen: Du hast recht gelehret; denn ich habe durch dich geredet, und das Wort ist mein. Wer solches nicht rühmen kann von seiner Predigt, der lasse das Predigen anstehen, denn er leugnet gewisslich und lästert Gott.¹ Gott spricht durch den Prediger, und wenn der Prediger wie Bileams Eselin wiehert, dann ist es doch Gottes Stimme. Wenn irgendwo innerhalb einer solchen Theologie ein opus operatum gedacht wird, dann in dieser Predigtauffassung. In der Predigt wird der tote Buchstabe zum Evangelium. Kirchen sind Mundhäuser, und mit seiner leiblichen Stimme bringt der Prediger Christus ins Herz der Gläubigen. In der Predigt wird der Christus der Überlieferung in den Christus pro nobis verwandelt. Wie in der Eucharistie die armen Elemente von Brot und Wein in das Fleisch und das Blut Christi verwandelt werden, so wird in der Predigt das klägliche Wort des Predigers zum Wort Gottes. Ein klares und pures opus operatum! Natürlich glaubt kaum ein evangelischer Pastor, vermutlich noch weniger eine evangelische Pastorin an diese Sätze. Aber sie haben sicher bis heute einen undeutlichen Einfluss auf den Gottesdienst. Die Folge ist, dass die Predigt den evangelischen Gottesdienst dominiert. Ihre Grundgedanken bestimmen die Gebete, die Lieder und Fürbitten. Die Worte des Pfarrers oder der Pfarrerin beanspruchen oft die meiste Zeit des Gottesdienstes. Es entsteht ein Klerikalismus, der dem katholischen Weiklerikalismus in nichts nachsteht. Dieser Klerikalismus ist in der jüngsten Zeit eher größer geworden. Die strenge agendarische Bestimmung des Gottesdienstes ist gemildert, die Gestaltungsmöglichkeiten für Pfarrer und Pfarrerrinnen sind größer geworden, und mit dem Wegfall der streng geregelten Form sind die Gottesdienste noch wortreicher geworden (ein Übel, das neuerdings in katholischen Gottesdiensten mehr und mehr in Blüte kommt).

Dies ist eher abstrakt gesagt, und so beschreibe ich wieder meine eigenen biographischen Erfahrungen mit dem Gewiehere von Bileams Eselinnen. Zunächst: ich kann Gottesdienste gut ertragen, die von der Predigt bestimmt sind. Ich erlebe einfache Gottesdienste mit einfachen Predigten, und ich höre sie gern. Es gibt die ernsthafte Bemühung um die Auslegung eines Textes und um die Auslegung der Kontexte. Ich brauche keine Superprediger, und ich will – zumindest für gewöhnlich – keinen fesselnden Prediger. Das Wort ist verräterisch! Ich liebe den guten protestantischen Schwarzbrotgottesdienst, in dem eine Gemeinde konzentriert ist; in dem die Gebete einfach sind, in dem viel gesungen wird und in dem die Pfarrer und Pfarrerrinnen

¹ Zitiert nach Walter Jens, *Republikanische Reden*, München 1976, 13.

nicht mehr sagen, als sie sagen müssen. Sie sind in ihrer Qualität schwerer zu beschreiben, als die schlechten Beispiele zu beschreiben sind. Ich sehne mich in solchen Gottesdiensten nicht nach mehr Sakramentalität, nach mehr Gesten, nach mehr Drama. Es wäre schade, wenn solche Gottesdienste die einzigen wären, aber sie sind schön. Das Wort ist ernst genommen. Wo das Wort und die Auslegung ernst genommen sind, da ist auch die Gemeinde ernst genommen. Ich habe mich immer dagegen gewehrt, den predigtbestimmten Gottesdienst als einen autoritären Gottesdienst zu verstehen. Hören heißt nicht, in passiver Geduld aufnehmen, was einer sagt. Das Ohr ist ein Anarchist. Es verdeutscht die Predigt, je nachdem ein Mensch die Nachricht braucht. Das Ohr ist ein zersetzendes Organ. Manchmal zersetzt es das Gehörte bis zur Unkenntlichkeit. Das weiß jeder Prediger, dem man später erzählt, was er gepredigt habe. Der Prediger eröffnet mit seiner Rede einen Raum, in dem der Hörer herumspaziert und sich seinen Reim macht. Also hören ist eine der aktiven Fähigkeiten des Menschen.

Woran aber leide ich in evangelischen Gottesdiensten und bei ihren Predigten? Ich muss gestehen, dass ich an den meisten leide. Es ist zunächst das nicht weiter ernst zu nehmende Leiden dessen, der homiletische Seminare gemacht hat und der aus der eigenen Klugscheißerei nicht herauskommt. Es gibt ernsthaftere Leiden. Das erste ist das an der Predigthäufung. Die Pfarrer predigen nicht nur auf der Kanzel. Sie begrüßen und hängen an ihre bescheidenen Sonntagsscherze noch eine kleine Besinnung. Sie verabschieden wortreich und oft banal. Sie haben eine Taufe, und es gibt eine neue Predigt. Es mag sein, dass es bei den Gemeinden gut ankommt, wenn der Gottesdienst auf diese Weise familiarisiert und verplappert wird. Aber das Schweigen geht verloren. Es wird erstickt unter dem Müll des Dahergesagten. Es geht das verloren, was zum Wesen eines Gottesdienstes gehört: die Anbetung. Ich habe von Peter Brook und seiner Theaterarbeit eine Anweisung gelernt, die ich jedem Pfarrer gerne mitgebe: Frage dich im Gottesdienst, was du nicht sagen oder tun musst! Man kann fragen, ob dies noch geht und durchzuhalten ist, wenn eine ganze Kultur eine Plauderkultur geworden ist. Aber Gottesdienste sind Veranstaltungen, in denen die Sprache geehrt und zur Sprache erzogen werden soll. Gottesdienste sind auch Gegenveranstaltungen gegen die Plauderkultur. Ich glaube, der Umgang der Pfarrer und Pfarrerrinnen mit der Sprache ist auch ein geistliches Problem. Ein Pfarrer muss es ertragen können, nicht furchtbar interessant zu sein. Gottesdienst ist Arbeit und nicht eine Veranstaltung zur Vermittlung von Pecc Experiences. Eine spirituelle Fähigkeit des Pfarrers ist die Demut zu wissen, dass er nicht jederzeit alles sagen muss und dass etwas deswegen nicht verloren ist, weil er es heute nicht gesagt hat.

Ich wünsche mir einen Pfarrer, der nicht dauernd darauf aus ist, seine Gemeinde zu gewinnen, bei der Stange und bei Laune zu halten.

Es gibt ein anderes Leiden in meinen Gottesdiensten, es ist die wortreiche Erklärung aller Sachverhalte, der Riten und der Gesten. Es ist die kolloquiale Unterlaufung und Kastrierung der Symbolik des Gottesdienstes. Jede Geste hat ihre eigene Sprache, jedes Symbol spricht. Die Handauflegung hat ihre verständliche schweigende Sprache, der Segen, die Kerzen, das Feuer, das Knien. Bin ich erklärungsversessen und füge ich den Dingen im Übermaß meine eigene Sprache hinzu, dann wird ihre schweigende Sprache unhörbar. Vielleicht sind wir besessen von der Idee, dass nur das verstanden und aufgenommen ist, was in die ausdrückliche Bewusstheit gehoben wurde. Es gibt ein anderes Verstehen als das bewusste. Wer die Form, das Ritual und den Gestus missachtet, muss reden. Oft argumentiert man: die Menschen, die selten in den Gottesdienst kommen, verstehen die Formen nicht mehr, und darum muss man sie erklären.

Aber wer fremd ist, bleibt fremd. Vielleicht will er ja auch die Distanz der Fremde, er will nicht vereinnahmt werden.

Zur Vertreibung des Schweigens aus den Gottesdiensten gehört die Verhaustierung der hehren Formeln, der Einsetzungsworte, der Segensworte, des Kanzelgrußes usw. Warum erlaubt sich der Pfarrer zur Abendmahlsgruppe statt der einfachen Formel „Gehet im Frieden!“ zu sagen: „Gehet hin im tiefsten Frieden des euch liebenden Gottes!“ Erstens sind unnötige Adjektive immer ein reines Sprachverderben, zweitens ist die erweiterte Formel zwei Sekunden länger, die der Pfarrer mir von meiner Lebenszeit stiehlt; drittens verhindert die gestörte Formel, dass die Gemeinde sich in der Wiederholung der Geläufigkeit wiedererkennt; viertens ist es eine Missachtung der Katholizität, d.h. der Allgemeinheit der Formel; fünftens ist es eine Missachtung der Sprache der Toten. Wir sind weder als konkrete Gemeinde noch bin ich als Pfarrer Beute der Allgemeinheit und der Toten, das wissen wir. Aber wir sind auch nicht jederzeit Verfügbar über sie. Wir sind Freigeister, aber demütige Freigeister, die die Sprache der anderen ehren und die nicht originalitätsversessen sind. Dazu kann man natürlich fragen, wie originell der Satz ist: „Gehet hin im tiefsten Frieden des euch liebenden Gottes!“

Ein weiteres stört mich bei vielen Predigten: die Erwartbarkeit der Aussagen! Wenn der Pfarrer in seiner Predigt eine theologische Aporie aufwirft, etwa wenn er über das Leiden der Unschuldigen oder über die Nicht-Erhörung von Gebeten spricht,

brauchen wir nicht zu erschrecken. Er wirft nur eine Frage auf, die er sogleich beantworten wird. Wir leiden in unseren Predigten an Stimmigkeitszwängen, an einer Systematikmanie. „Was Gott tut, das ist wohl getan“ kann ich zwar singen und beten. Aber in der Predigt hätte ich da noch ein paar Fragen. Der Glaube ist nicht dazu da, Welterklärungen zu geben. Er schreit und ruft und betet und singt und lobt. Aber erklärt wird da ziemlich wenig. Vielleicht sind unsere Predigten deswegen oft langweilig, weil wir Gott zu früh Recht geben. Zu der langweiligen Erwartbarkeit der Predigtaussagen gehört die Tendenz, bei den Auseinandersetzungen Jesu mit seinen Gegnern immer sofort auf seiner Seite zu sein, also nicht langsam und bedächtig zu sein mit den Fragen, die ihm gestellt werden. Sie sind meistens nicht dumm. Könnte es sein, dass wir in unserer ganzen christlichen Geschichte zu gern auf der Seite der Überlegenen waren und sind?

Vielleicht gehört zu der beklagten Erwartbarkeit in der Predigt auch die Unart, dass wir den theologischen Aussagen keine Langsamkeit und keinen Bedacht gönnen. Kommt das Wort Sünde, folgt ihm spätestens in einer Minute das Wort Vergebung; fällt das Wort Schuld, folgt ihm die Gnade auf den Fuß. Wir bringen eine Glaubensaussage mit der anderen zum Schweigen. Nach dem Krieg folgte bei den seltenen Schuldbekennnissen sofort und beinahe automatisch die Vergebung. Wir lassen den Sachverhalt keinen Atem. Als Jona der Stadt und dem König von Ninive den Untergang ansagte, rief der König ein Fasten für Menschen und Tiere aus und sagte: „Wer weiß! Vielleicht lässt es sich Gott gereuen und wendet sich ab von seinem grimmigen Zorn, dass wir nicht verderben.“ Dieses „Wer weiß!“, dieses Zögern brauchten wir in unseren Predigten, das Zögern und den langsamen Schritt unserer Aussagen.

Die katholische Messe und der evangelische Gottesdienst brauchen beide eine Art Deflation. Von der römischen Sakramententheologie wünsche ich, dass sie ihre sakramentale Massivität und ihre Konzentration auf Wandlung, Hostie und Priester Vollmacht mindert (während ich hoffe, dass die evangelische Praxis lernt, die Elemente zu ehren). Von der evangelischen Gottesdienstauffassung wünsche ich, dass sie die Sakramentalisierung der Predigt aufgibt. Predigt ist Rede, das reicht. Es ist die Rede eines Menschen, der sich bemüht, die Gegenwart ins Gespräch zu bringen mit jener alten Tradition des Trostes und der Schönheit. Die Predigt ist das Wort eines Menschen, es ist nicht das Wort Gottes. Dies zu wissen, würde die Prediger entlasten und andere gottesdienstliche Elemente hätten mehr Platz und Zeit: die Psalmen, die Lieder und das Abendmahl.

Dramaturgische Homiletik

Predigtarbeit zwischen
Künsten, Kult und Konfessionen

Martin Nicol

1. Dreifach kühn?

Dramaturgische Homiletik behauptet, sie sei dreifach kühn, indem sie vom Prediger Widerstand gegen eine dreifache Versuchung verlangt: den Text zu erklären, den Hörer abzuholen und sich selbst als Entspannungstheologen zu präsentieren.

Wann ist eine Unternehmung kühn? Unser Sohn, damals gerade vier Jahre alt, war mit im Urlaub auf Rügen. Es geschah im Hallenbad. Ich sehe, wie der kleine Mann am Beckenrand steht. Er wendet sich zu mir, macht auf sich aufmerksam, setzt an zu großer Tat, ruft laut: „Papa, die Ostsee“ – und springt ins Planschbecken. Das war in seinen Augen kühn. Für den Zuschauer hielt sich die Kühnheit in Grenzen. Was der kleine Mann für kühn hielt, war in meinen Augen eher komisch.

Meine Dramaturgische Homiletik sei kühn, behaupte ich. Das ist eine Einsicht, die sich im Laufe der Zeit eingestellt hat. Erst als meine Programmschrift¹ auf dem Markt war und mir mein eigenes Konzept gleichsam von außen entgegen kam, wurde mir klar, dass es nicht nur einen Mix aus verschiedenen homiletischen Traditionen darstellt. Sicher, das tut es auch. Der Charme meiner Dramaturgischen Homiletik liegt auch darin, dass den europäischen Mixturen nun etwas US-Homiletik beigemischt wurde. Das ist interessant, aber nicht grundsätzlich neu. Zu meiner eigenen Überraschung aber enthält der Mix aus bekannten und ein paar neuen Elementen doch einiges, was mir in der Konsequenz als kühn erscheint. Ich versuche, einige Kühnheiten zu markieren. Die Leserinnen und Leser mögen selbst urteilen, ob das, was ich da hervorhebe, eher kühn oder nur komisch ist.

¹ Martin Nicol, Einander ins Bild setzen. Dramaturgische Homiletik [2002], Göttingen ²2005.

Drei Kühnheiten hebe ich hervor. Sie beziehen sich auf das klassische homiletische Dreieck von Text, Hörer und Prediger. Ich halte sie für kühn, weil sie drei Versuchungen widerstehen:

1. *Text*: Dramaturgische Homiletik widersteht der Versuchung, biblische Texte zu erklären.
2. *Hörer*: Dramaturgische Homiletik widersteht der Versuchung, den Hörer wieder und wieder in dessen vermuteter Welt abzuholen.
3. *Prediger*: Dramaturgische Homiletik widersteht der Versuchung, dem pastoralen Bedürfnis nach Spannungslösung nachzugeben.

Die vermuteten Kühnheiten bilden den Hintergrund, auf dem ich nun meine Homiletik als Konzept profilieren werde. Ich werde angeben, was, nach meiner aktuellen Sicht, den Kern Dramaturgischer Homiletik ausmacht. Dann werde ich die drei „K“ des Themas homiletisch durchbuchstabieren: Kunst, Kult, Konfession. Zum Schluss werde ich die Trias meiner vermuteten Kühnheiten wieder aufgreifen und versuchen, sie auf so etwas wie eine „Grundkühnheit“ zurückzuführen.

2. RedenIn statt RedenÜber

Dramaturgische Homiletik besteht darauf, dass Predigen etwas kategorial anderes sei als ein Vortrag oder eine Vorlesung. Predigen ist wesentlich nicht RedenÜber, sondern RedenIn.

Um meine Dramaturgische Homiletik zu charakterisieren, zitiere ich zunächst eine eher unscheinbare Passage aus Erich Kästners Kinderroman „Das doppelte Lottchen“²:

„Jetzt sitzt Fräulein Ulrike in der Wiese und liest einen wunderbaren Roman, in dem auf jeder Seite von Liebe die Rede ist. Manchmal lässt sie das Buch sinken und denkt versonnen an Herrn Rademacher, den Diplomingenieur, der bei ihrer Tante zur Untermiete wohnt: Rudolf heißt er. Ach Rudolf!“

Zu Beginn des Zitats gewährt der allwissende Erzähler Einblick in die geheimen Seelenregungen von Fräulein Ulrike. Er ist es auch, der Herrn Rademacher, den Untermieter, ins Spiel bringt. Aber dann kommt der Punkt, da Erich Kästner, für einen Moment jedenfalls, seine enthobene Position aufgibt. Schon mit der Nennung

² Erich Kästner, Das doppelte Lottchen. Ein Roman für Kinder [1949], Hamburg / Zürich 2003, 23.

des Vornamens, Rudolf, lässt er die Sache privater werden, intimer. Dann schlägt das Geschehen um. Nicht mehr der Erzähler erzählt, sondern Fräulein Ulrike wendet sich in direkter Rede an den Untermieter: „Ach Rudolf!“ Das geschieht unmerklich, auf kürzestem Weg, von einem Satz zum andern. Und doch bedeutet es eine komplette Veränderung der Perspektive. Wo vordem der Erzähler *über* Fräulein Ulrike und den Untermieter redete, gibt er nun das Geschehen aus der Hand. Die erzählte Geschichte gewinnt ihre eigene Dynamik.

Um das Kategoriale an diesem Vorgang zu markieren, habe ich eine etwas eigenwillige Terminologie erfunden. Ich sage, aus dem *RedenÜber* des allwissenden Erzählers sei ein *RedenIn* geworden. Plötzlich stehen der Erzähler selbst und seine Leser *in* dem zarten Geschehen einer beginnenden oder doch erträumten Liebe. Der, über den soeben noch geredet wurde, Rudolf, ist plötzlich präsent – jedenfalls in den Gedanken von Fräulein Ulrike. Der Literat greift zu einem einfachen sprachlichen Mittel, um die Schwelle von *RedenÜber* zu *RedenIn* erlebbar werden zu lassen: den Umschlag in die direkte Rede bzw. Anrede einer der Romanfiguren. „Ach Rudolf!“, heißt es plötzlich. Wobei Kästner subtil genug ist, für eine nur imaginäre Anrede die Anführungszeichen wegzulassen. Das ist *RedenIn*: Wenn nicht mehr über Dinge geredet wird, sondern die Dinge selbst sich ereignen. „To make things happen“, sagen, nicht ganz unpragmatisch, die Amerikaner.³ Die Predigt wird vom Vortrag *über* den Glauben zum potenziellen Ereignis *im* Glauben.⁴ Sie redet nicht mehr *über* Bilder, sondern setzt *ins* Bild, setzt *in* Szene, sie *inszeniert*.

Nicht jedes *RedenIn* ist auch an der Schriftversion einer Predigt zu verifizieren. Was sich ereignen soll, kann schlecht am Schreibtisch geplant werden. Aber an gewissen Sprachformen lässt sich doch ablesen, ob ein *RedenIn* wenigstens im Horizont der Predigerin lag.⁵ Ich gebe zwei Beispiele:

- Wer sich im *RedenIn* versucht, gibt die Distanz zum Bibelwort auf: historisch, dogmatisch oder sonstwie abstrahierend. Geläufige Redewendungen sollten dann nicht mehr auftauchen.⁶ „Der Text sagt ...“ oder „Paulus meint ...“ – solche Formeln signalisieren *RedenÜber*. Ein *RedenIn* dagegen wird nicht sagen, was der Text sagen will, sondern den Text oder Textfragmente selbst etwas sagen lassen. So etwas kann in harten, übergangslosen Schnitten von Bibeltext und di-

³ Vgl. Martin Nicol, To Make Things Happen. Homiletische Praxisimpulse aus den USA, in: Uta Pohl-Patalong u. Frank Muchlinsky (Hg.), Predigen im Plural. Homiletische Perspektiven, Hamburg 2001, 46–54.

⁴ Vgl. ders., Preaching from Within. Homiletische Positionen aus Nordamerika, in: PTh 86 (1997) 295–309; ders., Ereignis und Kritik. Praktische Theologie als hohe Schule der Gotteskunst, in: ZThK 99 (2002) 226–238.

⁵ Vgl. ders., Mehr Gott wagen. Zur Sprachgestalt der Predigt, in: PTh 94 (2005) 262–272.

versen Kontexten geschehen. Das wäre dann, bloße Grammatik übersteigend, so etwas wie parataktische Rede: eines neben anderes stellend. Solch parataktische Rede meidet die pastorale Hypotaxe: die bis ins Grammatikalische hinein verifizierbare „Unterordnung“ des Bibeltextes unter den interpretierenden Kanzelredner.

- Kästners Rudolf ist nur gedacht präsent. Anders der, dessen Gegenwart im Ritual bezeugt und gefeiert wird: von der Salutation bis zum Segen, von „Der Herr sei mit euch“ bis „... und gebe euch Frieden“. RedenIn geschieht nicht in sicherer Entfernung zu dem, um den sich alles dreht: Gott. Das wäre sonst RedenÜber. RedenIn dagegen ist Reden in der Gottesgegenwart. Redeformen der Doxologie oder der Klage können, beispielsweise, solcher Präsenz Ausdruck verleihen.

Freilich, ein dauerndes RedenIn würde alle Beteiligten heillos überfordern. Grundsätzlich gilt: Predigen bewegt sich in der Polarität von RedenIn und RedenÜber. Aber meine derzeitigen Streifzüge in der Welt gedruckter Predigten machen deutlich, dass wir das RedenÜber nicht eigens zu lernen haben. Es ist in unserer akademisch geprägten Predigtkultur in erschreckender Monotonie präsent. Aufgabe wäre es, das RedenIn als den anderen Pol neu für die Kanzelrede zu gewinnen.

3. K wie Kunst: Predigt als Kunst unter Künsten

Dramaturgische Homiletik versteht Predigt als eine Kunst. Insbesondere der Film wird zum Paradigma der Kanzelrede. In Analogie zu anspruchsvollen Filmen werden auch auf der Kanzel Spannungen nicht gelöst, sondern mit den Mitteln der Sprache inszeniert.

Dramaturgische Homiletik konzipiert Predigen als Kunst unter Künsten.⁷ Eine solche Predigt orientiert sich besonders an den *performing arts*, zumal am Film. Dramaturgische Homiletik ist überzeugt, dass beim Film einiges darüber zu lernen sei, wie Spannungen inszeniert werden. Wo freilich auch im Film Spannungen einfach gelöst werden, da schaut die Homiletik lieber weg. Hollywood mit seinen narrativen Plots scheint mir als Paradigma der Kanzelrede nur sehr bedingt geeignet. Orientierung am Kino heißt nicht: gefällig predigen. Orientierung am Kino bedeutet auch: harte Schnitte wagen.

⁶ Vgl. Wilfried Engemann, „Unser Text sagt ...“ Hermeneutischer Versuch zur Interpretation und Überwindung des „Texttods“ der Predigt, in: ZThK 93 (1996) 450–480.

⁷ Vgl. Martin Nicol, Einander ins Bild setzen (s.o. Anm. 1), 29–37.

Die *Süddeutsche Zeitung* zog Bilanz nach dem Filmfestival 2003 in Venedig.⁸ Die Journalistin wendet sich vehement gegen die Tendenz, gefallsüchtige Filme zu zeigen und zu prämiieren:

„Selbst wenn der Wagemut auf einen totalen Irrweg führt, ist das immer noch besser als ein Film, der einen mit einem Achselzucken zurücklässt. [...] Eine Gleichförmigkeit der Festivals wäre so ziemlich das Letzte, was man sich wünschen sollte. Das Gleiche gilt fürs Kino an sich: Immer noch lieber schmerzhaft und anstrengend als gar kein Profil. Venedig hat das gespiegelt, was man auch ansonsten im Kino zu sehen bekommt: Filme der Angst, nicht zu gefallen. Und am Ende wird es vielleicht das sein, was keinem mehr gefällt.“

Am anspruchsvollen Film kann man lernen, dass sich Kunst nicht für einen Inhalt an sich interessiert, sondern auch und vor allem für das Material, mit dem es eine Inszenierung zu wagen gilt, für die Spannungen und Spannungsfelder, in denen eine Handlung sich bewegt, für die Mittel und Möglichkeiten, die handwerklich zur Verfügung stehen. Solche Filme mögen hart wirken. Aber sie wecken ein Interesse, das anhält.

Eine Predigt, die beim Film lernt, ist spannend, weil sie sich in Spannungen bewegt. Theologisch hängt das damit zusammen, dass die wesentlichen Spannungen zwischen Himmel und Erde, in dieser Weltzeit jedenfalls, Spannungen bleiben: Gott und Welt, Gott und Mensch, Gott und die Mächte, Gott und die Religionen.⁹ Solche Spannungen werden auf der Kanzel nicht gelöst, sondern mit den Mittel der Sprache inszeniert.

In der Nähe von Film und Predigt liegt also homiletisches Potenzial. In Nordamerika wurde es bisher deutlicher genutzt als in Deutschland.¹⁰ Was aber auch dort weit entschiedener ausfallen könnte, ist eine Würdigung des Films als Kunst, die über bloße Illustration von Gedanken hinaus geht. Noch stehen die narrativen Qualitäten des großen Kinofilms stark im Vordergrund. Sicher, auch *storytelling*, das die Analogie zur Kamera rhetorisch nutzt, ist eine gute Sache. Aber was zur homiletischen Erkundung ansteht, sind weit radikalere Qualitäten des Mediums Film.

Es lohnt sich, die vielfältige Literatur zu Kino und Film homiletisch zu lesen. Als Beispiel führe ich einen Satz aus der Frühzeit des Films an: „Die Grundlage der

⁸ Susan Vahabzadeh, in: SZ vom 08.09.2003.

⁹ Vgl. Martin Nicol, Predigtkunst vs. Lehre von Gott? Zur Rolle von Dogmatik in der homiletischen Arbeit, in: Michael Krug, Ruth Lödel u. Johannes Rehm (Hg.), Beim Wort nehmen. Die Schrift als Zentrum für kirchliches Reden und Gestalten, FS Friedrich Mildenerger, Stuttgart 2004, 330–340.

¹⁰ Vgl. ders., Preaching as Performing Art. Ästhetische Homiletik in den USA, in: PTh 89 (2000) 435–453, hier 448–451.

Filmkunst ist die Montage.“¹¹ Der sowjetrussische Regisseur Wsewolod Pudowkin ging einst radikal den Möglichkeiten von Schnitt und Montage nach. Ich frage homiletisch: Was geschieht, wenn wir die Sequenzen einer Predigt nicht nach einem narrativen oder auch diskursiven *plot* zusammenfügen? Wenn wir harte Schnitte wagen? Wenn wir Fragmente aus dem Leben und Fragmente aus der Bibel zu einer Predigt montieren, die die Imagination des Hörers herausfordert, ihn verstört und bewegt? Was geschieht, wenn wir uns endgültig davon verabschieden, auf der Kanzel eine Wahrheit des Glaubens zu erklären oder zu propagieren (deduktiv)? Wenn wir die induktive Predigt, die Fred Craddock einst so eindrucksvoll präsentiert hat¹², wirklich ernst nehmen? Wenn wir nicht nur narrativ Erfahrungen des Glaubens teilen, sondern durch kühne Schnitte und Montagen auch neue Erfahrungen eröffnen? Erfahrungen, die ganz andere sein mögen als die des Predigers? Predigt als „offenes Kunstwerk“¹³?

Fragen sind das. Sie stellen sich, wenn man den Film als Paradigma der Predigt radikal ernst nimmt. Die Homiletik hat darauf noch kaum reagiert. Sicher, die Bedürfnisse und Hörgewohnheiten der Gemeinde sind sorgsam zu behandeln. Aber das alleinige Kriterium dafür, was auf der Kanzel gewagt werden darf, sind sie nicht. Ich bin überzeugt, dass in der Spur des Films die Diskussionen über eine neue Gestalt der Predigt vehement in Gang kommen würden. „Daher ist der Film gegenwärtig die lebendigste, erregendste und bedeutendste aller Kunstgattungen“ – schrieb Susan Sontag in ihrem antihermeneutischen Traktat „Against Interpretation“.¹⁴ Und das bereits 1964.

4. K wie Kult: Predigt zwischen Ritual und Rede

Gottesdienstliche Predigt hat ihren Ort im Kult. Sie ist nicht einfach Ritual oder Rede, sondern oszilliert zwischen beiden Polen. Von der Rede hat sie die Auseinandersetzung mit Aktualität, vom Ritual die Feier der Gottesgegenwart.

Die protestantische Wahrnehmung von Predigt ist weithin noch immer bestimmt von einer kategorialen Differenz zwischen Predigt und Kult bzw. Predigt und Liturgie:

¹¹ Wsewolod I. Pudowkin, Filmregie und Filmmanuskript [1928], in: Franz-Josef Albersmeier (Hg.), Texte zur Theorie des Films, Stuttgart 2001, 70–73, hier 70.

¹² Vgl. Fred B. Craddock, *As One Without Authority* [1971], St. Louis (MO) 2001.

¹³ Vgl. Erich Garhammer u. Heinz-Günther Schöttler (Hg.), *Predigt als offenes Kunstwerk. Homiletik und Rezeptionsästhetik*, München 1998.

¹⁴ Susan Sontag, *Gegen Interpretation* [1964], in: dies., *Kunst und Antikunst. 24 literarische Analysen*, Frankfurt/M. 2003, 11–22, hier 19.

Liturgie wäre demnach das im Gottesdienst, was nicht Predigt ist.¹⁵ Ökumenisch ist dieser Sprachgebrauch nicht¹⁶:

„Während Liturgie im Protestantismus weithin negativ definiert wird, nämlich als Terminus für diejenigen Teile des Gottesdienstes, die nicht zur Predigt zählen, fungiert sie im Katholizismus wie in der Orthodoxie als Oberbegriff, dem die Predigt als Teil des Ganzen zugeordnet wird.“

Wenn Predigt wirklich eine liturgische Sequenz unter anderen ist, dann ist sie zwar noch immer Rede, aber Rede, die am Ritual partizipiert. Dabei bedeutet „Ritual“: gebundene Sprache, alte Texte, Vielfalt der Zeichen, Spannungsfeld von Ordinarium und Proprium. „Rede“ dagegen bedeutet: individuelle Sprache, Zeitgenossenschaft, Wort-Zeichen, Spannungsfeld von Tradition und Situation. Predigt ist nicht das eine und nicht das andere. Sie bewegt sich im Wechselschritt zwischen beiden Polen.

Zwischen Ritual und Rede besteht ein kategorialer Unterschied. Der freilich droht unterzugehen, wenn die Liturgie, wie Josuttis sagt, von einem „außerkulturellen Praxismodell“ dominiert wird.¹⁷ Mit seiner Kritik zielt er auf eine Homiletisierung der Liturgie, die das kultische bzw. liturgische Spannungsfeld von Ordinarium und Proprium aufhebt in dem herkömmlich homiletischen Spannungsfeld von Tradition und Situation. Damit hat insbesondere die evangelische Liturgik heftig zu kämpfen. Aber auch die katholische Messe ist von Homiletisierung nicht frei. So jedenfalls sieht es der Journalist Matthias Drobinski¹⁸:

„Die Liturgie ist [...] vor allem der Ort für das Geheimnis des Glaubens: Ob einer katholischer Christ ist, zeigt sich nicht darin, dass er die kirchliche Sozialarbeit schätzt, den Papst verehrt, den Pfarrer nett findet oder sich in der Gemeinde wohl fühlt. Es zeigt sich darin, dass er glaubt, Jesu Tod verkünden und seine Auferstehung preisen zu können. Nichts anderes geschieht in der Liturgie – rational gesehen ein zweckloses Unternehmen. Gerade dieses Zwecklose aber macht den Geist der Liturgie

¹⁵ Das gilt faktisch noch immer, trotz der Vorgaben des neuen Gottesdienstbuchs. Vgl. Wolfgang Ratzmann, Liturgisch integriert, konfessorisch und doxologisch. Zum Verständnis der Predigt nach dem Evangelischen Gottesdienstbuch, in: Wilfried Engemann (Hg.), *Theologie der Predigt. Grundlagen – Modelle – Konsequenzen*, Leipzig 2001, 243–258.

¹⁶ Bernd Schröder, Die Predigt im Gottesdienst, in: Christian Grethlein / Günter Ruddat (Hg.), *Liturgisches Kompendium*, Göttingen 2003, 134–150, hier 144 A. 32.

¹⁷ Vgl. Manfred Josuttis, Die Erneuerte Agende und die agendarische Erneuerung, in: PTh 80 (1991) 504–516, hier 515. Vgl. zu der Differenz von Ordinarium – Proprium vs. Tradition – Situation: ebd., S. 514f. Vgl. auch ders., Gottes Wort im kultischen Ritual. Das Verhältnis von Predigt und Ritual in der protestantischen Theologie, in: *Predigt als offenes Kunstwerk* (s.o. Anm. 13), 168–179.

¹⁸ Matthias Drobinski, Das Geheimnis des Glaubens, in: SZ vom 08.12.2003.

aus, und je mehr ein Land verzweckt, desto stärker wird das spürbar.“

Jesu Tod verkünden und seine Auferstehung preisen – das ist zwecklos. Solch rituelles Tun in der Eucharistie sperrt sich gegen jede Unterordnung unter ein Thema. Es entzieht sich dem Spannungsfeld von Tradition und Situation. Insofern die Predigt Teil des Rituals ist, hat sie teil an dessen Zwecklosigkeit. Als solche erörtert sie kein Thema, missioniert keine Kirchenfernen, erklärt nicht situationsgerecht alte Texte, sondern fügt sich „zwecklos“ ein ins rituelle Wechselspiel der Texte und Zeichen.

Wie schwer ihr das, zumindest auf protestantischer Seite, fällt, zeigt das Verhältnis der Predigt zu den biblischen Lesungen. Ökumenisch bilden sie den natürlichen Kontext der Predigt. Eine nennenswerte Kultur der Lesung freilich gibt es derzeit im Protestantismus nicht.¹⁹ Dass die Heilige Schrift „Wort Gottes“ sei, bleibt viel beschworene Behauptung. Sie hat in keiner rituellen Zeichensprache Ausdruck gefunden. Die wertvolle und schöne Altarbibel von damals hat ausgedient, und das Lektionar erfüllt, sofern überhaupt im Gebrauch, unauffällig seinen Zweck. Das Buch, Medium des Wortes Gottes, ist nicht Gegenstand des Rituals – im Unterschied etwa zu der Verehrung, die ökumenisch dem Evangeliar entgegengebracht wird.²⁰ Für unser ureigenes Medium, das Buch, fehlen entsprechende Rituale. Wir Protestanten können nur davon reden, dass in der Heiligen Schrift Gottes Wort zur Geltung komme. Aller Welt zeigen können wir es nicht. In der Zeichensprache des Rituals bleibt vom Wort Gottes im Wesentlichen die Predigt. Sie mit eigenen Ritualen hervorzuheben, waren wir erfinderisch. Die Lesungen bleiben, salopp gesagt, auf der Strecke.

Wenn die Predigt sich wieder stärker dem Pol des Rituals nähern soll, dann gilt es, sie entschieden und bescheiden den Lesungen zuzuordnen.²¹ Vaticanum II hat der Predigt in der Messe neue Würde verschafft. Was auf evangelischer Seite gerne übersehen wird: Das Konzil wertete zunächst keineswegs die Predigt auf, sondern

¹⁹ Vgl. Martin Nicol, Kult um die Bibel und Kultur des Lesens, in: Rudolf Freiburg / Markus May / Roland Spiller (Hg.), Kultbücher, Würzburg 2004, 1–13.

²⁰ Vgl. Hanns Peter Neuheuser (Hg.), Wort und Buch in der Liturgie. Interdisziplinäre Beiträge zur Wirkmächtigkeit des Wortes und Zeichenhaftigkeit des Buches, St. Ottilien 1995.

²¹ Vgl. Manfred Josuttis, Die Textpredigt, in: ders., Feste und Texte in der Predigtarbeit. Homiletische Studien 3, Gütersloh 2002, 19–30; Johannes Wachowski, Zur Ritualisierung der Lektüre heiliger Texte im liturgischen Vollzug. Plädoyer für eine Reästhetisierung der Lesungen im protestantischen Gottesdienst, in: Wolfgang Fenske (Hg.), „Die schönen Gottesdienste des Herrn“. FS Klaus Raschzok, Berlin 2004, 105–118.

den Wortteil der Messe mit dem Zentrum der Heiligen Schrift.²² Erst in diesem Kontext kam auch die Predigt oder, bescheidener, die Homilie zu neuer Geltung.

Eine Predigt, die sich auf das Ritual bezieht und einlässt, firmiert traditionell als „mystagogische Predigt“, eine Predigt also, die erklärend und deutend in das Geheimnis (Mysterium) der Liturgie einführt. Das kann eine Predigt sein, die einzelne liturgische Stücke zum Gegenstand hat.²³ In einem weiteren Sinn aber ist jede Predigt, die im prinzipiellen Wechselspiel zwischen Ritual und Rede deutlich dem Pol des Rituals gerecht wird, mystagogische Predigt. Romano Guardini wies einst eindringlich darauf hin, dass mit der „mystagogischen Predigt“ eine völlige Umorientierung der Predigt anstehe²⁴:

„Liturgie ist vor allem Handlung. Ihr entscheidender Akt ist der Vollzug. Der einzelne wird in diesen Vollzug hineingerufen; findet sich in ihm vor und versteht sich aus ihm heraus; wird von ihm erfaßt und geformt. Damit bekommt auch die Predigt einen neuen Sinn. Sie ist nicht bloße religiöse Lehre, die an sich überall dargelegt werden könnte, aber mit dem Gottesdienst verbunden wird, weil zu diesem die Gemeinde regelmäßig zusammenkommt und sich in besonders aufnahmefähigem Zustand befindet, sondern hängt aufs engste mit dem liturgischen Vorgang selbst zusammen. Sie führt zu ihm hin und geht aus ihm hervor, dient seiner Entfaltung, ja bildet selbst eine Form seines Vollzuges.“

Im Kontext der Dramaturgischen Homiletik könnte man sagen, mystagogische Predigt sei eben nicht mehr *RedenÜber*, sondern *RedenIn*: in der Liturgie, im Ritual, im religiösen Vollzug, in der gefeierten Gottesgegenwart. Die eigentümliche Bewegung der Predigt wächst dann aus der Bewegung des Rituals heraus und führt wieder in die Bewegung des Rituals hinein.²⁵

Insofern wäre eine Art von „mystagogischer Predigt“ etwas, worauf Dramaturgische Homiletik abzielt: eine Predigt, welche die liturgische Bewegung nicht aufhält,

²² Vgl. Jürgen Bärsch, „Von größtem Gewicht für die Liturgiefeyer ist die Heilige Schrift“ (SC 24). Zur Bedeutung der Bibel im Kontext des Gottesdienstes, in: LJ 53 (2003) 222–241; Benedikt Kranemann / Thomas Sternberg (Hg.), *Wie das Wort Gottes feiern? Der Wortgottesdienst als theologische Herausforderung*, QD 194, Freiburg / Basel / Wien 2002.

²³ Vgl. Hans-Christoph Schmidt-Lauber / Manfred Seitz (Hg.), *Der Gottesdienst. Grundlagen und Predigthilfen zu den liturgischen Stücken*, Stuttgart 1992.

²⁴ Romano Guardini, *Die mystagogische Predigt* [1942], in: Paul Bormann / Hans-Joachim Degenhardt (Hg.), *Liturgie in der Gemeinde*, Bd. 1, Salzkotten 1975, 102–115, hier 103.

²⁵ Vgl. Martin Nicol, *Gestaltete Bewegung. Zur Dramaturgie von Gottesdienst und Predigt*, in: Jörg Neijenhuis (Hg.), *Liturgie lernen und lehren. Aufsätze zur Liturgiedidaktik, = Beiträge zu Liturgie und Spiritualität* Bd. 6, Leipzig 2001, 151–163.

sondern sich als eine liturgische Sequenz unter anderen versteht. Das gehört, wie ich meine, zu den vordringlichen Aufgaben gegenwärtiger Homiletik. Sofern die Predigt dabei nicht im Ritual aufgeht, sondern, hierin wieder dem Pol der Rede nahe, auch eine spezifische Differenz zum Ritual in die Liturgie einbringt. Ich nenne nur ein Beispiel: Humor. Im Ritual gibt es, freiwillig jedenfalls, nichts zu lachen. In der Rede schon. Hoffentlich.

5. K wie Konfession: Öffentlich Gott wagen

Predigt geschieht nicht länger zur binnenkonfessionellen oder auch nur binnenchristlichen Selbsterbauung. Predigt ist nicht einfach Gemeindepredigt. Sie ist aber auch nicht einfach Missionspredigt, die andere in ihren Binnenraum herein holen will. Predigt ist Gotteswagnis in einer säkularen Gesellschaft und im Wettstreit der Religionen. Predigen heißt: Öffentlich Gott wagen.

In der ZEIT gab der Journalist Jan Ross einen Kommentar zum ökumenischen Kirchentag 2003 in Berlin, und das unter einem bemerkenswerten Titel: „Mehr Gott wagen“.²⁶ Mit Verweis auf religiösen Fanatismus in der Gegenwart meint er, die Religion stehe in ungeahnter Weise neu auf der Agenda: „Die Religion hat mitten in der Moderne wieder ihr Haupt erhoben, und das Gesicht, das sie zeigt, wirkt grimmig und bedrohlich.“ Die Kirchen, so Ross, würden in dieser bedrohlichen Situation zu viel Energie auf binnenkirchliche Harmonisierung verschwenden:

„Theologische Klarheit oder gar Schärfe, überhaupt das Strittige und Sperrige im Glauben sind kein Hauptbedürfnis des zeitgenössischen deutschen Christenmenschen. Man möchte sich untereinander versöhnen und verbrüdern, und draußen will man für das Gute eintreten, für die Mühseligen und Beladenen. [...] Jetzt, wo das Christentum nicht mehr selbstverständlich ist, muss es sich im herrschenden Pluralismus draußen vernehmlich machen, mit lauter und klarer Stimme. Für die Kirchen liegt darin die Chance größerer Freiheit. Und die anderen könnten etwas Interessantes zu hören bekommen.“

Ich denke, Jan Ross hat Recht. Mit all dem pastoralen Bewusstsein, das auch Universitätslehrer prägt, stecken wir irgendwie noch immer in der alten Alternative von

²⁶ Jan Ross, Mehr Gott wagen, in: DIE ZEIT Nr. 23, 28.05.2003.

Gemeindepredigt und Missionspredigt²⁷: Entweder dient die Predigt der Selbsterbauung der Gemeinde oder sie versucht, Außenstehende für Glauben und Kirche zu gewinnen. Beide Ausrichtungen verstehe ich noch als konfessionell in einem herkömmlichen Sinn. Fluchtpunkt der Predigt ist noch immer die eigene Gruppe oder Institution.

Das ist grundsätzlich auch in Zukunft nicht überflüssig. Es bleibt eine Aufgabe, neben der gemeindlichen auch die missionarische Dimension²⁸ von Liturgie im Auge zu behalten. Aber mit dem Statement von Jan Ross deutet sich doch auch eine andere Aufgabenbeschreibung von Predigt an: öffentlich Gott wagen. Das klingt unscheinbar. Aber schon das Epitheton „öffentlich“ versteht sich derzeit nicht von selbst. Wie sehr die Predigt zur binnenchristlichen und binnenkirchlichen Rede geworden ist, zeigt sich an zum Teil vehementen Widerständen gegen eine Außenwahrnehmung von Predigt, etwa durch eine Predigtrezension in den Medien.²⁹

Noch weniger versteht sich die Bestimmung „Gott wagen“ von selbst. Gott wagen, das geschieht, so behaupte ich, derzeit zum wenigsten in Kirche und Theologie. Gott wagen, das geschieht beispielsweise in der modernen Literatur, wo mitunter außerordentlich kühn und ohne pastorale Rücksichten Gott ins Wechselspiel gebracht wird mit den Kontexten des Lebens und der Welt.³⁰ Gott wagen – experimentell wie in den Künsten, im besonderen Spannungsfeld von Ritual und Rede und prinzipiell öffentlich: Das wäre die Leitformulierung für eine Predigt, die ihren Ort sucht in der säkularen Gesellschaft und im Wettstreit der Religionen.

6. Dem Verstehen widerstehen

Dramaturgische Homiletik ist aus homiletischer Praxis erwachsen und führt in sie zurück. Immer wieder erweist sich bei allen Beteiligten eine tief sitzende „Wut des Verstehens“ als größtes Hindernis auf dem Weg zu einer erneuerten Predigt. Es macht die eigentliche Kühnheit Dramaturgischer Homiletik aus, solchem Verstehen zu widerstehen.

²⁷ Vgl. zu Schleiermachers Unterscheidung: Friedrich Wintzer, Die Homiletik seit Schleiermacher bis in die Anfänge der ‚dialektischen Theologie‘ in Grundzügen, Göttingen 1969, 17–22.

²⁸ Vgl. Wolfgang Ratzmann, Missionarische Liturgie? Überlegungen zu einem umstrittenen Phänomen, in: JLH 42 (2003) 49–63.

²⁹ Vgl. Alexander Deeg / Daniel Meier, Gottesdienstkritik. Ein Werkstattbericht zur Neuentdeckung einer notwendigen journalistischen Form, in: PTh 92 (2003) 436–444; auch schon Dieter Voll, Gottesdienst-Rezension? Der Gottesdienst und sein Bedarf an Öffentlichkeit, in: PTh 80 (1991) 536–540.

³⁰ Vgl. Martin Nicol, To Live with the Hidden God: The Individual’s Suffering in Modern Poetry, in: Rudolf Freiburg / Susanne Gruss (Hg.), To Vindicate the Ways of God to Man: Theodicy and Literature, Tübingen 2004, 441–454.

Durch glückliche Zufälle entstand 2002 das „Atelier Sprache am Predigerseminar Braunschweig e.V.“ Seit 2003 laufen dort Kurse zur homiletischen Fortbildung von Pfarrerinnen und Pfarrern.³¹ Ich habe dadurch die Chance, mein Konzept in verlässlichen Abständen auch über den akademischen Kontext hinaus didaktisch zu bewähren und weiter zu entwickeln.³²

Es macht Spaß, in diesem Rahmen mit Menschen zu arbeiten, die längst in der Praxis sonntäglicher Kanzelrede stehen. Natürlich gibt es auch die ganz normalen Schwierigkeiten, die jeder kennt, der je Predigen zu lehren versucht hat, Schwierigkeiten etwa im Umgang mit Sprache. Es gibt aber auch Schwierigkeiten, die durch die Dramaturgische Homiletik selbst und ihre konzeptionellen Implikationen ausgelöst werden. Ich komme zurück auf die drei vermuteten Kühnheiten des Anfangs, indem ich sage, was nach meiner Einsicht Predigt und Homiletik wagen sollten:

1. *Text*: Dramaturgische Homiletik widersteht der Versuchung, biblische Texte zu erklären. Sie wagt es, die spezifische Fremdheit biblischer Texte herauszustellen.
2. *Hörer*: Dramaturgische Homiletik widersteht der Versuchung, den Hörer wieder und wieder in dessen vermuteter Welt abzuholen. Sie wagt es, den Hörer als Mitspieler in einem Wechselspiel der Texte ernst zu nehmen.
3. *Prediger*: Dramaturgische Homiletik widersteht der Versuchung, dem pastoralen Bedürfnis nach Spannungslösung nachzugeben. Sie wagt es, Spannungen nicht zu lösen, sondern zu inszenieren.

Als Kernproblem, auf das sich alle Versuchungen und Wagnisse zurückführen lassen, wird mir immer deutlicher eine tief sitzende „Wut des Verstehens“. Diese Metapher des frühen Schleiermacher³³ darf als solche nicht überstrapaziert werden. Sie ist einem romantischen Verständnis von Religion verbunden, das wir so nicht mehr teilen. Aber in neuerer Zeit hat sie sich als Leitmetapher einer fundamentalen Kritik an der neuzeitlichen, gar abendländischen Hermeneutik etabliert.³⁴ Darauf, nicht

³¹ Vgl. Ingrid Drost von Bernewitz / Gerd Zietlow, Von Metaphern, Spannungen und Eisenbändern. Oder warum es ein Atelier Sprache gibt, in: PrTh 39 (2004) 186–192. Vgl. www.atelier-sprache.de.

³² Vgl. das aus solcher Praxis entstandene Praxisbuch: Martin Nicol / Alexander Deeg, Im Wechselschritt zur Kanzel. Praxisbuch Dramaturgische Homiletik, Göttingen 2005.

³³ Friedrich Schleiermacher, Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern [Berlin 1799], hg. v. Rudolf Otto, Göttingen 1967, 106 (aus der dritten Rede).

³⁴ Vgl. Jochen Hörisch, Die Wut des Verstehens. Zur Kritik der Hermeneutik [1988], erw. Nachaufl., Frankfurt/M. 1998; Manfred Josuttis, Über die „Wut des Verstehens“ als homiletisches Problem, in: Theologie der Predigt (s. oben Anm. 15), 35–50.

speziell auf Schleiermacher, beziehe ich mich, wenn ich von einer allgegenwärtigen „Wut des Verstehens“ spreche.³⁵

Es gehört zum pastoralen Selbstverständnis, vertieft und fundiert durch die akademische Ausbildungsphase, nach allen Seiten Verständnis zu zeigen: die Texte verstehend zu deuten, den Hörer verstehend abzuholen und sich selbst als verstehend zu präsentieren. Damit stehen Pfarrerinnen und Pfarrer nicht alleine. Auch Politiker wollen unter allen Umständen vermeiden, etwa als verständnislos wahrgenommen zu werden. Ein Journalist hat in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* den Bundespräsidenten mit dessen Äußerungen zu den „Montagsdemonstrationen“ des Sommers 2004 aufs Korn genommen³⁶:

„Man müsse die Demonstrationen gegen die Arbeits- und Sozialpolitik der Bundesregierung ‚ernst nehmen‘, ‚genau hinschauen‘ und dafür sorgen, ‚daß die Stimmung nicht weiter angeheizt wird‘. Es kann nicht Aufgabe eines Bundespräsidenten sein, die unterschiedlichen politischen Lager im Land gegeneinander aufzuhetzen; aber gönnerhafter und zugleich pastoraler als dieser hat sich bisher niemand über die Front geäußert, die derzeit gegen das sogenannte Hartz-IV-Gesetz gemacht wird.“

Insgesamt zeigen die Bemerkungen von Edo Reents, wenn man sie auf das Phänomen der Kanzelrede überträgt, wie im Bedürfnis nach Verstehen pastoraler Habitus und gemeindliche Erwartungshaltung einander auf fatale Weise entgegen kommen. Es ist nicht so, dass Hörerinnen und Hörer alle schon so mündig und selbsttätig wären, wie es die Rezeptionsästhetik gerne hätte. Meine Erfahrung ist, dass es vielen Menschen schwer fällt, offene Spannungen auf der Kanzel auszuhalten. Die Rolle des Mitspielers ist mindestens so schwer wie die Rolle dessen, der öffentlich ein Geheimnis zur Sprache bringen soll, ohne es zu erklären.

Edo Reents, der Journalist, hat den, wie er sagt, „pastoralen“ Habitus des Verstehens gründlich satt. In offenbar heftigem Affekt publizierte er sein „Plädoyer für Streit und klare Fronten“. Dem Bundespräsidenten Horst Köhler empfiehlt er, darin den Wahlspruch des Vorgängers Johannes Rau umkehrend: „Spalten statt versöhnen!“ Das ist polemisch. Eine Maxime praktischer Politik kann es nicht sein. Aber ich verstehe diese Äußerung angesichts der allgegenwärtigen Bezeugungen von Verständnis als einen Schrei nach Klartext.

Klartext wäre in unserem, dem pastoralen Fall, dass wir auf Kanzeln und am Katheder endlich einsehen: Die wesentlichen „Sachverhalte“ der christlichen Religion

³⁵ Vgl. Martin Nicol, Fremde Botschaft Bibel. Homiletisches Plädoyer für eine hermeneutische Schubumkehr, in: PTh 93 (2004) 264–279.

³⁶ Edo Reents, Spalten statt versöhnen!, in: FAS Nr. 36, 05.09.2004.

sind eben gerade nicht zu verstehen. Sie sind in geeigneter Sprache zu besprechen, auf vielfältige Weise auch zu erfahren, aber keinesfalls so zu verstehen, dass man, was sie bedeuten, auf den Satz und auf den Begriff bringen könnte. Man mag das begründen, wie man will, genuin theologisch oder allgemein hermeneutisch wie Jochen Hörisch. Theologisch, so behaupte ich, gehe es nicht darum, Rätsel zu verstehen und zu lösen, sondern mit dem bleibenden Geheimnis Gottes in verständlicher Rede umzugehen. Das hieße: Öffentlich Gott wagen.

Öffentlich Gott wagen. Wie soll man sich das vorstellen? Etwa so, dass ich die traditionellen Hilfsmittel zur Erschließung von Texten einfach wegwerfe? Nein, mit allen Mitteln die Rätsel, die es gibt, lösen, um dem Geheimnis, das in, mit und unter den Texten ist, näher zu kommen! Etwa so, dass ich den rezeptionsästhetisch tätigen Hörer nun überhaupt nicht mehr beachte? Nein, mit hoher Sensibilität für Zeitgenossen die eigene Zeitgenossenschaft ins Spiel bringen! Etwa so, dass ich als Prediger nur noch kunstvoll intertextuelle Spannungen inszeniere? Nein, mit großer Liebe zum Leben, wo nötig, auch lösende Worte wagen, aber die grundlegenden Spannungen mit den Hörenden bis ins Detail aushalten!

Öffentlich Gott wagen. Wie soll man sich das vorstellen? Vielleicht so, wie es ein großer Schauspieler scheinbar leichthin ins Gespräch gebracht hat. Der Burgschauspieler Albin Skoda bemerkte einmal zu einem jüngeren Kollegen, Schauspieler müssten nicht immer verstehen, was sie da gerade machen: „Verstehen brauchst Du’s [...] nicht, spielen sollst Du’s.“³⁷

Verstehen brauchst Du’s nicht, spielen sollst Du’s: Gott wagen auf der Kanzel – vielleicht sieht das so ähnlich aus. Ein solches Gotteswagnis wäre dann an der homiletischen Trias zu bewähren: an den biblischen Texten, an den Hörerinnen und Hörern und am eigenen pastoralen Selbstverständnis. Und das mit vollem Engagement, mit hoher Professionalität und mit tiefem Unverständnis vor dem Geheimnis, das es öffentlich zu bezeugen gilt. Vielleicht ist ein solches Unterfangen doch kühn – und auch ein bisschen komisch?

³⁷ Interview von Juan Moreno mit Maximilian Schell, in: SZ 05.09.2003.